

# Franz Xaver Bronner : der Kanton Aargau [Fortsetzung]

Autor(en): **Tschopp, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **45 (1971)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559292>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Franz Xaver Bronner: Der Kanton Aargau

## II. Teil \*

Den zweiten Band seines Werkes beginnt Bronner, indem er als Deutscher über unsere Sprache, unsere Mundart, urteilt: «Die Sprache des Aargaus ist die alemannisch-deutsche, welcher in unsern Zeiten durch Hebels Gedichte eine Art Veredlung zu Theil ward.»

«Man könnte wohl vier Mundarten unterscheiden», fährt er fort: «Die Frickthaler lassen in ihrer Sprache etwas dem baslerischen Dialect annäherndes Gedehtes hören; in der Grafschaft Baden gränzt die Mundart an die zürcherische, in den Freien-Ämtern an die luzernische; an der Aar. . . lassen sich die Gutturalien immer stärker vernehmen.»

Er findet: «An Wortreichthum mangelt es diesem Völklein gar nicht.» Damit gesteht er der Mundart zu, was man ihr wirklich zugestehen muss: den ungeheuren Wörterreichtum. Aber das Wort «Völklein» tönt, wenn man so sagen darf, etwas liebevoll verächtlich; etwa wie wenn von den Insassen eines Altersheimes als von den «Leutlein» die Rede ist, wenn sie einen Ausflug im Auto unternehmen. Und tatsächlich kommen verächtliche Feststellungen, die allesamt gründlich falsch sind und ein Interesse nur insofern erwecken, als Ton und Logik der Angriffe bis in die jüngsten Zeiten hinein ähnlich waren.

«Aber sie wissen (nämlich das «Völklein») weder die Declination der Hauptwörter noch die Flexionen der Zeitwörter richtig zu treffen. . .» Das ist natürlich Unsinn. Deklination und Konjugation am Hochdeutschen zu messen ist nicht viel sinnvoller, als das Hochdeutsche am Lateinischen zu messen. «Und der Coniunctiv findet nur seltene Anwendung.» Dieser Behauptung gegenüber haben wir geradezu einen Überfluss an koniunctivi-

\*) Der I. Teil (über den ersten Band von Bronners Werk) erschien in den Neujahrsblättern 1970 (Seiten 11–48)

schen Bildungen: heigi, chämi, sig, stiend. . . er stilt, er stäli. Wie ich das schrieb, hörte ich, wie zwei sich unterhielten. Der eine verstand nicht, was der andere meinte, und fragte. Und dieser andere wiederholte: «Es göi nüme so lang, de heig si wider Geburtstag!»

«In vielen Gegenden hört man statt des e ein tieferes ä, das eine deutsche Zunge nicht leicht nachahmen kann: bäten statt beten, Däge statt Degen, ässen statt essen. Aller Orten tönt das a wie o, do statt da, jo statt ja. Meistens verändert sich das deutsche au in ein gedehntes uu, wie Kruut statt Kraut, Buu statt Bau, Huut statt Haut; aber nicht Buum statt Baum, nicht bluu statt blau, nicht Pfuu statt Pfau.

Eben so geht das deutsche ei in ein gezogenes ih über, wie weiss in wihss, Speise in Spihs, Mäuse in Mühs; aber nicht Geiss in Gihs, nicht Bein in Bihn usw.

Der Buchstabe k lautet im Aargau fast immer wie ein ch, kann wie cha, kein wie chei. In einigen Thälern, besonders um Zetzowl, vernimmt man statt des l einen wunderlichen Laut, der aus dem Schlunde zu kommen scheint.» Damit zielt er auf das l-mouillé: Statt Milch Miuch, statt Pelz Peuz usw.

«Einige Landwirthe befeissen sich rein deutsch zu schreiben und bitten die Obrigkeit, ihnen Tanzmausik zu bewilligen, als wäre im Worte Musik das a alemannisch weggelassen worden wie das a in Tusig, das Tausend heisst.

In den Städten befeissen sich die Prediger ihren alemannischen Vortrag dem reinen Deutsch allmählig näher zu bringen. Auf dem Lande würden sie Gefahr laufen, gar nicht verstanden zu werden, wenn sie ihre Predigt in reiner deutscher Sprache vortrügen.

Auch die gesellschaftliche Unterhaltung in Städten findet noch in alemannischer Mundart statt; man mengt ihr aber doch schon viele reindeutsche Formen und Ausdrücke bei.

Die Gesangvereine werden nicht wenig beitragen, durch wohl-gewählte Lieder das Volk mit einer gebildeten Sprache näher bekannt zu machen.»

Die «reine» deutsche Sprache ist ja eine ziemlich künstliche Sprache. Das Luther-Deutsch ist bewusst das Deutsch der kursächsischen Kanzlei. Luther selbst schreibt: «Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne Sprache, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, so mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.»

Verdienstlich ist nun aber, dass Bronner ausgezeichnete Mundartproben bringt, so ein glänzendes Prosastück vom Aarauer Bachfischet. Es handelt sich um ein gedrucktes Flugblatt von 1841. Nur ein paar Stellen aus dem 16seitigen Aufsatz: «Goht's denn no nit los? Gang probier's, heb de Bähe-n-inne ins Bachbett, de hesch si gwüss bald voll (unter Bähe versteht man wahrscheinlich eine Art Kescher), aber vo-n-was? Chrut und Gras, Chnoche, alti Hudle und Schue, Chacheli und Ofenthürli, Gasserolle und Gfätterli-Gschirri, verbrönnti Bürste, Harnischplätz und Chellestiel; denn wenn e Magd öpis verheit oder nümme putze will, lot sie's nume de Bach ab schwimme . . .»

Eine Tante kommt mit ihrer kleinen Nichte: «Säget! Sind au so guet, und fähnd mir es Gröppli i das Tassli für das Chind do! So, so; i danke-n-ech z'tusig mole. – Schannettli, säg au: dada! Lueg, jetzt hesch au es Fischi.

Uih, uih, fürio helfet mir! Ho, was isch, Jumpfere, was häts geeh? – Im Näcke, es Thier, im Näcke! – Händ ech numme still! O Herr je! Isch es si au der Werth, so grüseli z'schreie wäge-n-eim halb Finger lange Chrebsli! – Wo isch de tusigs Halunk, der mi so erschreckt hät?»

Und das Ende des Bachabschlages: «Frau Nachberi, was isch ächt au wieder? Euser Heiri chunt numme-n-us der Schul hei, gheit mer Bücher uf d'Schoos, nimmt si Trumbe-n-und lauft wie's Bisiwetter dervo: er het nit e mol öppis z'Obig g'noh. Het's öppa wieder Krieg? D'Kadete werde do nit müsse-n-unters G'wehr sto. – E, bhüt is, nei! Sie löhnd de Bach wider ah, und do müend ja d'Buebe d'Nase-n-allewil z'vorderst ha. – I bin au froh, dass's überen isch, 's Wasser chunt eim doch gar komod,

's glaubt's niemer, as die, wo's selber hole müend, was das für e Plag isch. Goht ma zum Schleiferbrünnli, so stönd allewil e Gschaar Maitli dört, die gar nie fertig werde chönne mit Tampe, goht ma über d'Aarebrugg, so sött ma der Stadt au no das Bitzeli Wasser verzolle.

Dört chömmen si jo. – Brum bum bum. Brum bum bum! der Bach chunt, der Bach chunt! Sind mini Buebe alli do? Jo, jo, jo!»

Das Schleiferbrünnli floss im Hammer. «Goht me über d'Aarebrugg...»: Der Kreuzbrunnen war von eigenen Quellen gespeist. Nebenbei: Die Rechtschreibung des Aufsatzes ist miserabel und zeigt die Problematik der Mundartrechtschreibung.

\*

Das Kapitel über das Unterrichtswesen folgt. Es schildert die zeitgenössischen Verhältnisse, greift aber besonders für den bernischen Aargau auch durch die Jahrhunderte zurück. Es mischt trockene Zusammenstellungen mit unterhaltsamen Einzelheiten. Wir blättern darin: «Die gelehrten Männer, welche im 17. und 18. Jahrhundert aus Brugg und andern aargauischen Städten hervorgingen, zeugen genugsam, dass es darin an gutem Unterrichte in den Anfängen der Wissenschaften nicht fehlte...

Am s. g. Gregori-Tage (29. April) 1551 stellte Aarau ein grosses Jugendfest an, zu dem auch Räte und Bürger von Brugg, Aarburg, Bremgarten, Lenzburg, Olten, Zofingen, die Edeln von Hallwyl und die benachbarten Landvögte eingeladen wurden. Dienstag Abends, den 28. April, zogen 160 Aarauer-Knaben mit ihren Gewehren, unter dem Cadettenhauptmann Buser und ihrem Fahnenträger Joachim Schmutziger, über die Telli hinab zum Weiherhäusli und erwarteten da die Knaben von Brugg und Bremgarten, die ihnen sehr zahlreich entgegen kamen. Alle rückten in schönem Zuge bis zum Rathhause, genossen da einen Abendtrunk und allerlei köstliche kalte Speisen und wurden in die Quartiere bei den Bürgern vertheilt. Am wirklichen Maitage, den 29. April, wurden sämtliche auf der

Stube (im Rathhause) mit einem Frühstücke erquickt und mit allerlei Fleischgerichten gesättigt. Nach dem Imbiss spielte die Jugend «die Histori Jephtah», die der Landschreiber Haberer von Lenzburg gestellt (verfasst) hatte. Vorzüglich befliss man sich, das Hauptessen (das Nachtmahl) recht schmackhaft und reichlich zubereiten zu lassen. Es fehlte nicht an Salmen und andern köstlichen Fischen. Erst am Donnerstag nach dem Imbiss dachten die Gäste an die Heimkehr. Der Wein, rother und weisser Oberpirger (kleiner Burgunder), Elsasser, Breisgauer, wurden nicht gespart, ebenso wenig Fische, Fleischgerichte und Backwerke. Zum Abschiede gab man denen von Brugg noch 6 Ohmen rothen Oberpirger mit auf den Weg. . . .»

«Einige Gemeinden des Aargaus schienen im Anfange des 17. Jahrhunderts einen recht lebhaften Trieb zur Verbesserung zu zeigen.» Vor allem wurden die Schulmeister besser bezahlt. «In Folge dieses Zugeständnisses trafen einige der Eifrigsten die Einrichtung, dass den Winter über, sobald die herbstlichen Feldarbeiten beendet waren, wenigstens zwölf Wochen lang Schule gehalten wurde.» Es betrifft also Bauerndörfer. «Im Sommer hörte der Unterricht auf. Die Kinder sollten in den Kinderlehren die Fragen und Antworten des Katechismus hersagen. Wenigstens drei Winter hindurch waren sie verpflichtet, die Schule zu besuchen. Wohlhabende hatten das vorgeschriebene Schulgeld zu entrichten; das Kirchengut bezahlte für die Armen. Zur Beheizung musste jedes Kind ein Scheit Holz in die Schule bringen. Im ersten Winter lernten die Kinder buchstabiren und lesen, im zweiten Gedrucktes und Geschriebenes lesen und die Zahlen verstehen, im dritten beten, lesen und schreiben und den Katechismus besser auswendig hersagen.

Im Jahre 1617 führte man in Aarau bei dem Jugendfeste die Ordnung ein: Gastfrei sollten gehalten werden die Prädicanten, die beiden Schultheissen, der Stadtschreiber, die beiden Schaffner sammt ihren Frauen. Den Schulkindern gibt man Brod und Milch und einen Plappert; dem Bannwarte des Gönhards, der die Ruthen schneidet, die man beim Umzuge an die Kinder ver-

theilt, gibt man eine Mahlzeit oder das Geld dafür.» Man sieht: Das Jugendfest war noch, wie in Brugg, ein Rutenzug.

Privatschulen gab es, besonders im 18. Jahrhundert, auch: «Die Rhan'sche Erziehungsanstalt zu Aarau wirkte in den Jahren 1782–1802 sehr wohlthätig. Nach der eigenen Angabe der Gebrüder Rhan war ihr Zweck überhaupt, bei ihren Zöglingen einen sichern Grund für weitere Ausbildung zu guten und nützlichen Bürgern zu legen. Die grösste Zahl der ihnen anvertrauten Knaben war der Kaufmannschaft gewidmet; sie mussten daher auf diese Bestimmung vorzügliche Rücksicht nehmen. Selten jedoch überstieg die Zahl der Zöglinge 24. Immer richtete sich die Zahl der Lehrer nach den Bedürfnissen und nach dem künftigen Berufe der Schüler. In der Regel fielen auf jeden Tag 9 Unterrichtsstunden; doch ward ein Nachmittag in der Woche freigegeben und zur Erholung oder zum Wandeln im Grünen verwendet. Während der freien Stunden lebten die Knaben mit der Familie und ihren Mitschülern in trauter häuslicher Gesellschaft und nahmen an den Gesprächen der Besuchenden beliebigen Antheil. Man behandelte sie wie Söhne des Hauses. Täglich verliess man die Betten des Morgens um 5 Uhr und besuchte sie wieder Abends nach 9 Uhr. Die Lehrfächer wurden nach den Bedürfnissen der Zöglinge gewählt und eingetheilt. Die Schüler übte man in den Fächern ihres künftigen Berufes mit vorzüglichem Fleisse. Allen ward Gottesfurcht, kindliche Liebe, Ehrliche und Reinheit der Sitten eingepflanzt, und durch stätes Beispiel lernten sie die Gesetze des Umganges. Der Aufwand stieg für jeden Zögling jährlich auf etwa 340 fl.»

Auf diese Rhan'sche Schule bin ich selbst zum erstenmal gestossen, als ich Ulrich Bräkers Wanderungen durch den Aargau studierte. Als Bräker auf seinen ausgedehnten Wanderungen 1793 nach Aarau kam, «fragte die Wohnung H. Fischer aus, wo ich gar einen freundschaftlichen Menschenfreund antraf, der mich gütig bewirtete, nach dem Mittagessen zu den Gebrüdern Rhan führte, wo ich eine schöne Anzahl hübscher, wohlgewachsener, hoffnungsvoller Jünglinge antraf, die mich zwar an-

gafften wie ein Wundertier, jedoch ohne spöttische Mienen zu machen. . . .»

«Im Jahre 1788 ward das Cadetten-Corps durch einige angesehene Bürger und Jugendfreunde von neuem errichtet. . . Die Hälfte der Knaben versah die Stadt, die andere Hälfte Hr. Rud. Meyer mit Gewehren. . .» Meyer, der bekannte «Vater Meyer», war, was man im letzten Jahrhundert gerne einen Donator nannte. Man ist heute als reicher Mann kaum mehr Donator, sondern Steuerzahler.

Als ehemaliger Kantonsschullehrer interessiert sich Bronner auch für diese Schule. Es ist bekannt, dass private Gönner der Stadt Aarau diese Schule gegründet und finanziell mehrere Jahre aufrechterhalten haben, bis der Kanton sie übernahm. «Um den Unterhalt der Zöglinge zu erleichtern, errichteten die Herren Meyer, Vater und Sohn, eine wohlfeile Pensionsanstalt im sogenannten Schössli.» Das war also die erste «Kosthütte». Bronner wurde selbst Lehrer. In der dritten Person erzählt er, was er leistete.

Bezirksschule und Gemeindeschule werden behandelt. «Für Kinder», so fügt er bei, «welche die Fabriken besuchen, sind eigene Vorschriften erlassen; sie sind nicht gehalten, die Fortbildungsclassen, wohl aber die Fabrikschule zu besuchen.» Kinderarbeit in den Fabriken und dazugehörige Fabrikschule: zwei Krebsübel jener Zeit! Bronner schreibt an anderer Stelle selbst: «In einigen Fabrikschulen sind die Kinder beklagenswerth. Der Schulrath hat ein Gesetz bearbeitet, welches verhüten soll, dass hier zu Lande kein an Geist, Seele und Körper verwahrlostes Geschlecht auferzogen werde.»

\*

Es folgt eine «Kurze Darstellung wissenschaftlicher und künstlerischer Leistungen». Hier versucht Bronner etwas Unmögliches. Er erwähnt die aargauischen Minnesänger und führt auch einige mit Versen an. Von einem alten Reimer und Pritschenmeister, Heinrich Wirri, bringt er ein Gedicht mit dem Titel: «Ein schöner Spruch von der verrümbten Hochzeit zu Wädischwyl,



einstheils zwischen Junker Jacoben von Chaam... anderstheils zwüschent Jungfrau Verena Wirzin, Jacob Wirzen, dieser Zeit Ammanns zu Ehrlibach Ehelicher Tochter:

Essen und Trinken gsägen üch Gott,  
Wünsch ich üch ohn allen Spott,  
Ehrsame Herrn und gute Fründ,  
Wie ihr dann hie versammelt sind.  
Wend ihr mir losen ein kleine Wyl,  
Ich will sagen in kurzer Yl,  
Von einem Hochzeit, das ist geschähen  
Am zweiten Tag Augsten, muss ich jähnen.»

Bronner behandelt die alten aargauischen Dramatiker und ihre Werke. Er kommt allmählich zu den neuern Dichtern und schliesslich zu den Lebenden, wo er sich selbst erwähnen muss. Er zählt die «Historiker» kurz auf, die neuern Geographen, die Reisebeschreiber, die lebenden Geschichtsschreiber, Chronikschreiber, «Genealogisten», und muss auch hier sich wieder nennen. Er vergisst nicht die «philosophischen Schriftsteller», die «pädagogischen Schriftsteller und Schulmeister», die Maler, Bildhauer, Asketiker sogar usw., und immer wieder taucht sein Name auf.

Die Ausführungen sind nicht etwa nutzlos, weil die meisten besprochenen Personen und Werke unbedeutend und vergessen sind; für den Kenner schaut da oder dort eine aufschlussreiche Bemerkung heraus. Wo von Gesang und Musik die Rede ist, lese ich unter anderm, eher Langweiligem: «Der Geist der eidgenössischen Vorkämpfer kirchlicher Neuerungen war etwas düster und Menschenfreuden, wie Musik und Tanz, abhold. In Swift's witzigem Märchen von der Tonne reisst der Erbe, welcher die Einfachheit liebte, vom ererbten, gar zu sehr verbrämten Prachtrocke seines Bruders die Borten und Zierrathen hastig ab, so dass da und dort auch ein Stückchen des guten Tuches mit fortging. Solche Stückchen sind die bildenden Künste, Malerei

und Sculptur und die so mächtig das fromme Gemüth erhebende Tonkunst, welche die Reformatoren im ersten übergrossen Eifer ganz aus der Kirche verbannten.»

Die Stimmung für den Gesangsunterricht war immer noch nicht erwacht, weil die frühern Herren, die Berner, das Singen überhaupt nicht geliebt hatten: «Im 17. und 18. Jahrhundert kam es endlich dahin, dass die Landleute im Aargau ihre Volkslieder fast ganz vergessen hatten. Wenn sie also beim Weine sich zum lauten Ergüsse ihres Vergnügens angetrieben fühlten, fingen sie in der Betrunkenheit an Psalmen zu singen, eine Belustigung, die manchem Hörer wunderlich vorkommen musste.» Tatsächlich finden wir in der Geschichte Bernhart Matters, des Meisterdiebes, dass er mit seinen Kumpanen etwa in der Barmel-Pinte mit dröhnender Stimme lauter Psalmen sang; denn sie hatten in der Schule nichts anderes gelernt.

\*

«Aargauische Zustände und Sittenzüge» aus vergangenen Jahrhunderten und «Sitten und Gebräuche» zu Bronners Zeiten: Das sind zwei Kapitel, die durchaus zufälliges Material verwerten, das vor allem die Ratsprotokolle und die Protokolle der Sitten- und Chorgerichte ihm lieferten. Andererseits muss man zugeben, dass diese zwei Kapitel im einzelnen sehr gut geschrieben sind und unerhört spannend. Man möchte das Ganze zur Unterhaltung vorlesen. Von der Pest, 1348, schreibt er: «Aus dem Morgenlande, wo schreckliche Erdbeben ungesunde Dämpfe in die Luft stiessen, kamen im J. 1348 tödtliche Seuchen über Italien und verbreiteten sich über die Gebirge nach Helvetien, ja<sup>es</sup> über ganz Europa. Nicht nur unzählige Menschen raffte die Seuche weg, auch die Thiere in den Ställen und auf der Weide, das Wild in den Wäldern und Höhlen, erlagen dem zerstörenden Übel, die Vögel fielen sterbend von den Zweigen und aus den Lüften. Die Pest verschlang etwa den vierten Theil der Lebenden. Allmählig brach sich die physische blinde Gewalt der Krankheit, aber moralische Übel gaben ihr das Geleit. Die Secte der Geiss-

ler, welche schon im J. 1260 in Italien entstand, aber bald wieder erloschen war, lebte wieder auf. Halb nackt liefen bethörte Menschen von Dorf zu Dorf, lasen einen einfältigen Brief ab, der vom Himmel gekommen sein sollte, und geisselten sich des Tages zweimal, im Ringe kniend und übel gereimte Bussgebetlein sprechend. Andere gaben der gottlosen Einbildung Raum, Gott im Himmel nehme sich der armseligen Erdbewohner nicht an. Der Klügste geniesse der Freuden, so gut er's vermöge. Sie schmausten also, zechten und pflegten der Wollust nach Belieben, denn die Gesetze waren unter dem Stöhnen und Röcheln der Sterbenden verstummt. Die Boshaftesten, ohne Furcht vor Gott oder der Obrigkeit, brachen in die Häuser ein, tödteten Kranke und Verscheidende, erschlugen Widerstehende, misshandelten Frauen und Jungfrauen, raubten alles, was köstlich war, und verprassten den Gewinn in abscheulichem Taumel mehr als viehischer Rohheit. Fasst man diess allgemeine verkehrte Treiben der Menschen näher ins Auge, so muss man die Langmuth des höchsten Wesens bewundern, das nur einen Theil dieses wahn-sinnigen Geschlechts feindlichen Naturkräften preisgab, anstatt das Ganze zu vertilgen. Aus den Übeln der Zeit gingen diejenigen am besten hervor, welche ihre Geschäfte ruhig besorgten, dem Kummer über unvermeidliches Unglück keine Macht über sich liessen, die Güter des Lebens mässig genossen und nicht ohne Noth mit Angesteckten umgingen.»

Diese Pest hatte allerdings mit dem Aargau nichts Besonderes zu tun.

Interessant ist das Kapitelchen über «Flüche und deren Bestrafung im 16. Jahrhundert»: «Zu Aarau schalt Rudolf Pfister die Frau Bernhard Brunner's, des Hafners, eine Diebin. Darüber ergrimmt dieser so sehr, dass er den Beleidiger Nachts mit grossem Geschrei aus seiner Wohnung herausforderte und in der Wuth die Ausdrücke brauchte: Gotts fünf Element! Gotts fünf Wunden! Gotts fünf Leiden! Gotts fünf Himmel! Gotts Sacrament! Gotts Tauf! Gotts Krankheit und Ohnmacht! – Man nahm diess für Gotteslästerung auf, Zeugen überführten ihn des

Unfugs, Rätthe und Bürger urtheilten, er habe Leib und Leben verwirkt, in Ansehung seiner Jugend aber und vorangegangener Aufreizung wegen sei er zu begnadigen. Man verpflichtete ihn, dass er hinfort kein Gewehr tragen, nur zu Hause trinken und «keine ehrliche Gesellschaft besuchen» sollte, bis ihm die Obrigkeit die Erlaubnis gäbe; auch durfte er Nachts nicht auswandeln, wurde er eine Stunde lang ans Halseisen gestellt, und am nächsten Sonntage in die Kirche geführt, wo die ganze Gemeinde für ihn zu beten eingeladen ward. Eine solche Szene gibt einen Begriff von der Gerechtigkeitspflege der damaligen Zeit.»

Ein geistlicher Mädchenverführer aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts wird geschildert: «Kein geringes Ärgerniss gab durch seinen lockern Lebenswandel der Vicar und Feldprediger Knewbühler. Bern forderte das Aarauer Chorgericht auf, eine Untersuchung über die Verführungskünste desselben anzustellen. Man nahm mehrere Landmädchen ins Verhör, woraus sich ergab, der Feldprediger suche die Dirnen durch Vorzeigung glänzender Goldstücke zu ködern; er hütete sich aber wohl, ihnen die verheissenen Ducaten zu geben. In Landschenken zu Kulm, Suhr, Teufenthal usw. trieb er sich umher, und zog, wo möglich, unbefangene Mädchen an sich; bei wenigen gelang ihm sein böses Vorhaben, bei vielen holte er sich derben Abschlag und wohlverdienten Schimpf. Diesen drohte er mit dem Stocke und gab ihnen Schimpfworte zurück. Ein Mädchen, Maria Andreis, dem er in der Hinterstube zu Kulm beim Bären Arges zumutete, sagte ihm: «Herr! Wenn *Ihr* solches thut, was sollen wir Andere thun?» Da wich er beschämt zurück. Frauen sagte er die Posse: «Es gibt keinen Ehebruch, als den der Storch begeht, wenn er ein Fröschepaar abeinander nimmt.» Er hatte auch Helfer, die ihm die Mädchen zuführten, z.B. den Biggeli-Sami (eigentlich Samuel Gloor). Verdorbene Mädchen ermunterte er, ihm ihre Gespielinnen in bestimmte Wirthshäuser mitzubringen. Bern bestrafte den Verderber im J. 1718.»

Es werden weiterhin Nachtbubenstreiche erzählt. Der Kiltgang, der Bachfischet, das Jugendfest werden (zum Teil schon

zum zweiten Mal) geschildert, und zwar so, dass man wirklich alles vorlesen möchte.

«Die jungen Leute (Nachtbuben) manches Dorfes folgen in der Neujahrsnacht einem sonderbaren Brauche; sie schleppen einige Balken auf einen ebenen Platz zusammen, legen lange Bretter darüber und bereiten so eine Art hohler Dreschtenne. Sobald die Dorfuhr Mitternacht schlägt, fangen sie an aus Leibeskräften darauf zu dreschen, dass es weit umher schallt. Darin scheint eine Erklärung zu liegen, dass sie im neuen Jahre recht viel Garben dreschen möchten.»

Natürlich handelt es sich um einen uralten Aberglauben, eine Beschwörung der Dämonen. Die Deutung Bronners ist möglichst harmlos, was insofern richtig sein mag, dass die Jünglinge sich kaum mehr bewusst waren, warum sie das taten.

\*

Das Kapitel «Der Staat» setzt mit der Feststellung ein: «Die vier Provinzen, aus welchen jetzt der Kanton Aargau besteht, waren niemals unter einem einzigen Herrn vereinigt.»

Bronner bespricht zuerst den bernischen Aargau, aus welchem der kleine «Aargau» der helvetischen Republik wurde: «Der Kanton Aargau musste damals den schwächern Kantonen beigezählt werden; denn sein Gebiet gränzte an die Wigger von Altachen ob Zofingen bis in die Aar zu Aarburg; er lief von der Clus am Fusse der Wartburgen über den Engelberg und durch den Bergwald zum Roththann an der Aar bei Wäschnau; von da schritt die Gränze über den Fluss und ging am Erzbache durch das Dorf Erlisbach an die Geissfluh über die Wasserfluh zum Benkenberg und sank an den 3 Asperstreichen ins Thal von Dänschbüren, erhob sich über Urgiz, Kilchholz, und schwang sich in einen spitzen Winkel an Gallenkirch, an Linn, Bötzen und Elfingen hin, um Mönthal, Mandach, Wessenberg, Villigen an die Aar zurück. Dann stieg sie an der Aar und Reuss herauf bis über Birrhard; von da bog sie sich gegen Brunnegg herüber, und lief zwischen Mäggenwyl und Othmarsingen an die Bünz,

folgte ihr eine Strecke, verliess sie nahe bei Hemmbrunn und strich zwischen Dintikon und Villmergen auf die Höhe des Eichenberges. Von da ging sie über die Höhen, welche ob Tennwyl, Meisterschwanden und Fahrwangen östlich aufsteigen, und sprang von da über den obersten Winkel des Hallwyler-Sees südwestlich an die Luzernergränze bei Mosen, wandte sich in wunderlichen Schlingungen um Menzigen, Pfäffikon, Rehhag, Schmidrued, Leerau, Reitnau, und kehrte an Wyliberg vorüber durch das Riedthal an die Wigger zurück.»

Der Kanton Aargau zählte also nur fünf Bezirke: Zofingen mit Aarburg, Kulm, Aarau, Lenzburg, Brugg. Rothrist, Boowald und Murgenthal waren also nicht dabei.

Die ganze Beschreibung muss man regelrecht als eine schriftstellerische Übung betrachten: Die Grenze ging, sank, schwang sich, stieg, bog sich, lief, folgt, verliess usw.

Offenbar mit dem Wunsch, den Namen zu deuten, spricht er von Wäschnau; an anderer Stelle probiert er es sogar mit «Westnau».

Später wird der Kanton der Mediation von 1803 besprochen. Wahlart und Wählbarkeitsbedingungen werden dargelegt. Ebenso für die Verfassung von 1814. Die ziemlich künstliche Natur beider Verfassungen wird recht deutlich gemacht.

Schliesslich folgt eine Beschreibung der Revolution vom 6. Dezember 1830, alles geistreich, lebhaft und mit dem Bestreben nach objektiver Gerechtigkeit vorgetragen:

«Academiker, die von Universitäten zurückgekommen waren, und andere für Ämter ausgebildete junge Leute, die Anstellungen wünschten, sahen es mit unzufriedenen Blicken, dass einige Söhne der Regierungsräthe zu ansehnlichen Stellen befördert wurden, obwohl niemand läugnen konnte, dass sie alle Gaben und Geschicklichkeiten zu ihrem Berufe besässen. Man glaubte doch Nepotismus und eine Tendenz zum Patricierwesen wahrzunehmen.

Die Weinbergbesitzer waren verstimmt und klagten, man beraube sie ihres kostbarsten, althergebrachten Rechtes, ihr Weinzeugniss selbst auszuschenken oder nach Belieben zu verkaufen.

Beschwerden über unnöthigen Strassenbau liessen sich vernehmen. Das Bisthumsconcordat erregte damals viel Geschrei, weil eine bedeutende Anzahl wachsender Bürger fürchtete, mit Schlaueit zu falschen Schritten und unter eine Jesuitenherrschaft verleitet zu werden.

Nach den wichtigen Ereignissen zu Paris in den letzten Tagen des Juli 1830 schöpften die Freunde gesetzlicher Freiheit auch in der Schweiz die Hoffnung, dass nun zum wahren Glücke der Völker und zur Befreiung derselben von drückenden Einrichtungen, die der alte Kastengeist zu befestigen suchte, die günstige Morgenröthe angebrochen sei. . . .»

Die Regierung im Aargau glaubte aber trotz allen Sturmzeichen nicht, dass die Schranken der Gesetzlichkeit überschritten würden. Volksversammlungen, so z. B. am 7. November 1830 zu Wildegg, hätten die Leute aufregen sollen und losbrechen lassen. «Aber», wie Bronner schreibt, «das schwerfällige Thier Volk – regte sich nicht.»

Und doch wuchs die Entrüstung, und die Erhitzung der Gemüther steigerte sich: «Die thätigsten Anführer waren sich bereits manches ungesetzlichen Schrittes bewusst und fürchteten Ahndung ihrer Fehler, wenn die Regierung sie etwa ergreifen lassen würde. Sie warben so viele Anhänger und Helfer als möglich an, um sich allenfalls gegen Angriffe zu decken. «Wer einer Schlange mit dem Fusse auf den Nacken tritt, sehe zu, dass sie nicht loskömmt und sich rächend gegen ihn wendet», so sagten die Aufwiegler, «man muss die Regierung nicht mehr zu Athem kommen lassen!»»

Eine Art «Sit -in» wird geübt: «Am Tage der Zusammenkunft des grossen Rathes, den 26. Nov. 1830, sah man auf dem freien Platze vor dem Regierungsgebäude und auf dem flachen Zugänge zum Sitzungssaale, selbst auf den Treppen und im Vorhause, herbeigelaufene, meistens übelgekleidete Boten und misstrauisch-blickende Landleute, einzeln oder geschaart umherstehen, auf Treppen sitzen, an Pfeilern lehnen, durcheinander irren, und nicht ohne Geräusch einander fragen und Erkundi-

gungen einziehen. Die Wachen hatten genug zu thun, um sie vor dem Eintritte in die Canzleien und in den Sitzungssaal abzuhalten. Doch betrug sich keiner aus dem grossen Schwarme ungerberdig. Sie harrten der Beschlüsse des grossen Rathes.»

Schliesslich brach die Revolution doch aus. Der berühmte, berüchtigte Freiämterzug drang gegen Aarau vor, von Bronner bis zum Siege und bis zur Heimkehr von Fischer glänzend geschildert: «Nachmittags 3 Uhr (den 12. Dec. 1830) kam Hr. Fischer zu Pferd, unter dem Geläute der Glocken, wohlgemuth in seiner Heimath an. Geschütze krachten überall. Drei rüstige Männer, jeder mit einer Armbrust versehen, gingen vor ihm her, eine grosse Menge Volkes folgte jubelnd dem Zuge. Dem Vater Fischer ward sein zweijähriger Knabe, der ihm einen Äpfel sammt Pfeil überbrachte, entgegen geschickt. Freudig nahm Fischer das Kind aufs Pferd, drückte es an seine Brust und ritt nach Hause, wo ein Triumphbogen und eine Säule, zierlich umwunden und mit Sinnsprüchen, nebst einem Freiheitsbaum erhöht standen. Fischer hielt hier noch eine Abschiedsrede, die auf die Zuhörer starken Eindruck machte und viele bis zu Thränen rührte. Er fand auch einen Poeten, Hrn. Käpeli, Mitglied des grossen Rathes, der den Pään mit folgenden Versen beginnt:

Gerettet ist von Druck und Schand'  
Unser theures Vaterland  
Durch Herren Fischer's Heldenhand,  
Schwanenwirths von Meerenschwand!»

\*

Die Staatsverfassung des Kantons Aargau vom 10. Mai 1831, als Folge des Freiämterzuges, wird genau geschildert. Für die Zeitgenossen waren die Bestimmungen erregend neu, für uns zum grössten Teil selbstverständlich: Die Milizpflicht – wir würden sagen: Militärflicht – galt natürlich noch gegenüber dem Kanton. «Die nöthigsten Kleidungsstücke liefert der Staat unentgeltlich, die Bewaffnung um einen billigen Preis, dem Armen unentgeltlich.»



Und: «Alles Vermögen und jeder Erwerb sind steuerpflichtig; doch nur» – so fährt die Bestimmung begütigend fort – «wenn die Einkünfte des Staates nicht hinreichen.» Darüber können wir nur lachen.

Die öffentlichen Gewalten werden geschildert: Der Grosse Rat von 200 Mitgliedern, «halb evangelisch, halb katholisch». Der Kleine Rat – wir würden «die Regierung» sagen, die Bezirksämter, das Obergericht und die Bezirksgerichte.

Damit – das heisst mit jener Staatsverfassung von 1831, kehrte noch nicht die endgültige Ruhe ein. Meisterhaft geschilderte Umtriebe führten 1835 fast zum Aufstand der Katholiken: «Überall war Brennstoff aufgehäuft, der Sturmwind rauschte, es brauchte nur einen Funken, und die Flamme griff um sich.»

Alle die Unruhen endeten in der «Revidirten Staatsverfassung des Kantons Aargau, vom aargauischen Volk angenommen den 5. Januar und bekannt gemacht den 21. Januar 1841: 16050 Annehmenden standen 11484 Verwerfende gegenüber. Es war insofern eine sonderbare Abstimmung, als in den reformierten Bezirken verschwindend wenige verwarfen und in den katholischen verschwindend wenige annahmen. Im Bezirk Kulm z. B. standen 3120 Annehmenden bloss 171 Verwerfende gegenüber, im Bezirk Lenzburg 2505 Annehmenden 76 Verwerfende. Andererseits im Bezirk Muri: Nur 221 Annehmende gegenüber 2547 Verwerfenden. Es war begreiflich, dass die Katholiken behaupteten, für sie habe diese Verfassung keine Gültigkeit, die Mehrheit sei nur eine protestantische, welche die katholische Bevölkerung nicht zu binden vermöge.

Es folgen die Szenen und Ereignisse, die zur berühmt-berühmten Klostersaufhebung führten und schliesslich zur teilweisen Aufhebung dieser Aufhebung.

\*

Ein trockeneres Kapitel ist die Schilderung der Staatsverwaltung. Staatseinnahmen, Staatsausgaben werden angegeben, Bodenzinse, das «Capital der Zehenten» und dessen Verminderung

durch Loskauf. Es waren also noch gar nicht alle Zehnten der alten Zeit abgelöst, wie man häufig glaubt. In dieser Hinsicht war die alte Zeit erst gegen 1870 wirklich vorbei. Die statistischen Angaben über den staatlichen Salzhandel und Pulververkauf sind auf Rappen und gelegentlich sogar auf halbe Rappen genau angegeben. Das Ganze könnte man unter dem Titel zusammenfassen: Aargauische Kameralwissenschaften.

Die Wirtschaftskonzessionen, die Administration der Klöster, der Taxenbezug der Bezirksämter und Gerichte werden behandelt, ebenso eingehend das Militärwesen, sogar die Anzahl der an die Eidgenossenschaft zu liefernden «6 Pfünder Canonenkugelschüsse», «der 12 Pfünder Haubitzcartätschenschüsse» usw.

Der «Strassenbau» bringt ein ausgiebiges Verzeichnis der bestehenden Landstrassen mit Länge und Breite in Fussmass. Wir dürfen nicht vergessen, wir nähern uns dem Ende des ersten grossen Strassenbauzeitalters, das ungefähr 1750 eingesetzt hatte und bis 1860 oder 1870 dauerte. . . . Seit 1920 leben wir im zweiten grossen Strassenbauzeitalter.

«Um den Zustand der Strassen vor Verderbniss zu bewahren, schreibt die Strassenpolizei bestimmte Masse der Radfelgenbreite und der Ladungen vor; auch setzt sie Bedingungen fest, unter denen zwei oder mehrere Zugthiere vorgespannt werden dürfen. Fuhrwerke mit 5 Zoll breiten Radfelgen mögen mit beliebig vielen Zugthieren bespannt werden, drei Decimalzoll breite gestatten nur zwei Thiere Vorspann, wenigstens zwei Decimalzolle müssen die Felgen zweispänniger beladener Wagen haben.»

Weitere Tabellen geben – genau bis auf halbe und auf Viertelrappen – für jede Gemeinde die Armengüter und die Armensteuern an. In Tabellenform folgt ein langes «Verzeichniss und kurze Beschreibung der Armenhäuser in den Gemeinden des Kantons Aargau»:

«Gränichen: Klein, baufällig, 6 Zimmer, 10 Betten.

Rohr: 3 finstere Stuben, die Bewohner geben die Betten selbst.

Wohlen: Gebäude und Einrichtung gut, nicht so Ordnung, Unterhalt und Betten.

Remigen: Die alte Kirche (die neulich renoviert und dem Gottesdienste wieder zugänglich gemacht worden ist) dient als Armenhaus, unreinlich.

Schöffland: Schlechte Strohhütte mit einigen Kammern.»

Anderseits aber auch:

«Bremgarten: Ausgezeichnet gut, Verpflegung trefflich.»

\*

Das Kapitel über die Kirche beginnt sehr eigenartig: «Im Aargau wandern verschiedene Bekenner der Religion Jesu auf zweierlei Wegen zum Himmel.» Hier verrät sich der Aufklärer, der dem Kloster entlaufen ist.

Vergessen wir nicht: Wir sind in der Regenerationszeit 1830 bis 1848. Die vorangehende Restaurationszeit hatte im Dezember 1830 zum Freiämteraufstand geführt, wie schon erwähnt.

Die Verfassung war demokratisch, zeigte aber das reine Repräsentativsystem. Die Unruhen von 1841 hatte Bronner schon miterlebt. Damals wurde im Grossen Rat durch Augustin Keller beantragt: «Die Klöster im Kanton Aargau sollen aufgehoben werden.»

«Mehr als 30 Jahre lang», meinte Bronner, «befolgten die wackern Führer des Volkes dieses Gebot» – nämlich friedlich miteinander zu leben –; «aber vor einigen Jahren kam der Feind, säete Unkraut in den Weizen und störte den Frieden. Da fingen die Gezänke an, Beschuldigungen wurden laut von beiden Seiten, rauhe Hände verheerten den schönen aargauischen Garten der Verträglichkeit.»

Es folgt die Besprechung des reformierten Kirchenwesens. Schwierigkeiten bereiteten der reformierten Pfarrerschaft das Missions- und das Sektiererwesen: Die Stündler wurden zwar mit grosser Nachsicht behandelt. «So lange der Unfug nicht gar zu weit getrieben wird und bis zur Beschimpfung des öffentlichen Gottesdienstes geht, scheint Niemand des Sectirervölkchens gewahr zu werden. Nur wenn sie offenbar die bürgerliche Ordnung stören, werden sie den Gerichten verzeigt und bestraft. Es ist

nicht leicht zu unterscheiden, welcher Secte diese Verirrten eigentlich angehören. Mehrere derselben hängen den Lehren der Wiedertäufer an; andere folgen den Grundsätzen des Pietismus; noch andere überlassen sich Schwärmereien, deren Grundlage barer Unsinn ist. Es wäre eckelhaft, solche Delirien auseinander zu setzen. Dergleichen Irrgläubige sind wie unheilbare Kranke zu bedauern. Die Beschränktheit ihrer Ideen, die Albernheit ihrer Meinungen, die Hartnäckigkeit, womit sie derselben anhängen, gewähren keine Hoffnung, sie auf bessere Gedanken zu bringen. Zwei sehr eifrige Anhänger und Verbreiter solcher Irrthümer hat die Regierung entfernt. Die Bezirksämter sind angewiesen, ein wachsames Auge auf das Treiben der Sectirer zu richten.»

Die Güter der evangelisch-reformierten Kirche werden bis auf halbe Rappen genau für 1839 angegeben und – obwohl etliche Ortschaften keine Berichte sandten – genau zusammengezählt: Fr. 462 589.68.

Die katholische Kirche war reicher ausgestattet, wie eine längere Tabelle beweist. Die Besetzung der geistlichen Stellen wird geschildert und wie man «aus den Würdigen den Würdigsten» gewinnt.

\*

Bevor Bronner zum letzten, wichtigsten Kapitel kommt, möchte er die «Entfernungslinien der Gränzpunkte von Aarau» angeben:

«Die Gränzpunkte sind in folgender Ordnung aufgezählt: Am rechten Aarufer beginnt die Solothurnische Gränze bei Wöschnau (Westnau); an sie schliesst sich bei Morgenthal die Gränze von Bern. Ihr folgt bei Sankt Urban die lange Gränze des Kantons Luzern, die bis Klein-Dietwyl reicht. Bei Sins berührt der Kanton Zug das Aargau und von Jonen bis Kaiserstuhl hinab streift der Kanton Zürich an ihn hin. Von dort läuft die Gränze im Rinnsale des Rheins bis Kaiser-Augst hinab, wo der Bach Ergolz sich in den grossen Strom ergiesst. Hier steigt sie an der

Basler-Gränze durch das Violen-Bächlein aufwärts gegen Sünde und folgt ihr bis auf die Schafmatt, wo sie die Solothurner-Gränze begleitet, bis sie am rechten Aaraufer dem Anfangspunkte gegenüber eintrifft.»

Etwas interessanter ist das «alphabetische Verzeichniss einiger einheimischen und auswärtigen Orte und ihrer Entfernungen von Aarau in Wegstunden und Minuten». Bemerkenswert sind die Zahlen besonders, wenn ein Ort auf verschiedenen Wegen erreicht werden kann:

Baden	über	Mellingen	5
	über	Brugg	5.40
Basel	über	Olten	11.15
	über	Staffelegg	9.40
	über	Schafmatt	8.35
Luzern	über	Münster	9.15
	über	Schöftland	9.55
	über	Hallwyl	10.25
	über	Muri	11.40
Zürich	über	Dietikon	9.20
	über	Würenlos	9.40
	über	den Heitersberg	8

Noch grösseres Interesse kann man an den «Plänen zu Reisen im Kanton» haben. Hier besitzt Bronners «Schilderung» eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Baedeker.

Die erste Reise ist ein «Eintägiger Ausflug ins Weinland, Aufenthaltsort Aarau: Rombach, Biberstein (kleine Stunde), Gisläfluh (treffliche Aussicht), Thalheim, durch das Weingelände an der Ruine Schenkenberg hin, Castelen, Oberflachs-Schinznach, Dorf, mit seinem nie gefrierenden Warmbach, Veltheim, Wildenstein (bei der Fähre in der Au über die Aar), Rupperswyl, Rohr, Aarau.»

Das war A. B gibt einen «historischen Ausflug» mit Liebegg, Trostburg, Hallwil. C ist ein «zweitägiger althistorischer Aus-

flug». Es kommen noch Vorschläge für einen «geognostischen Ausflug» von Baden aus. Ebenso von Baden aus ein «eintägiger Ausflug zu den Juden». Es werden Räte an Botaniker, an reisende Mineralogen gegeben. Eine Lustfahrt um den Hallwilersee vergisst Bronner nicht, und schliesslich, K, gibt er noch einen «Curiosen Entwurf einer Reise durch den ganzen Kanton Aargau», Ankunft von Basel her, mit der Anmerkung: «Kein Ort wird zweimal berührt; die Reiselinie kreuzt sich nirgends.» Das Ganze ist sehr spielerisch; es wird nicht im geringsten ernsthaft daran gedacht, dass jemand dieser Route folge.

Schliesslich gibt uns Bronner noch eine «Übersicht der Postkurse im Kanton Aargau» oder, kurz gefasst, den Fahrplan. Bronner vermerkt die Kurse sicherlich mit Stolz. Es war die hohe Zeit der Strassen. Nach der Römerzeit, die ein hervorragendes Strassennetz schuf, blieben die Strassen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schlecht... bis 1750. In dem Jahrhundert von 1750 bis 1850 sind die meisten grossartigen Strassen entstanden: Die alte, damals neue Bernerstrasse, der Bözbergübergang über Neustalden – Altstalden wurde verlassen – und anfangs des 19. Jahrhunderts die Staffelegg–Frick-Strasse. Es ist gleichsam ein Hohn der Entwicklung, dass just in die stolzeste Zeit des Strassenwesens hinein der Beginn des Eisenbahnzeitalters fällt, das fast eine totale Vernachlässigung der Strassen mit sich brachte, bis nach 1920 das Autozeitalter begann und damit ein erneuter, ungeheuerlicher Aufschwung des Strassenbaus.

\*

Auf 161 Seiten gibt Bronner zum Abschluss seines Werkes eine «Beschreibung der Orte des Kantons Aargau in alphabetischer Folge». Es werden dabei nicht nur «Orte» behandelt, sondern auch Kreise, Bezirke, Flüsse, Berge; kurz, alles was Namen hat. Die «alphabetische Reihenfolge» verspricht eine gewisse Vollständigkeit, was Bronner dazu verführte, auch recht unbedeutende Orte in die Beschreibung aufzunehmen. Trotz dieser Reihenfolge ist die «Beschreibung» am ehesten mit einem Kapitel

meiner Landeskunde zu vergleichen, nämlich mit dem «Gang durch den Kanton». Sonst ist ja eigentlich eher erstaunlich, wie wenig Beziehungen Bronners und mein Werk aufweisen.

Blättern wir ganz unpedantisch bei Bronner: Als erster Name erscheint das Flüsschen Aa: «In Niederlenz belebt es Walken, mechanische Werkstätten und mehrere Fabriken.» Beleben, ein Ausdruck, der sehr häufig wiederkehrt. «Das Aa-Flüsschen mischt sich bei Baldegg mit dem See von Baldegg. . . , kömmt bei Reichensee wieder daraus hervor und ergiesst sich bei Esch in den Hallwylsee.» «Reichensee» ist eine Verhochdeutschung von Richensee, eine Verhochdeutschung, welche die Landeskarte nicht mehr mitmacht und die auch wir scheuen, und zwar nicht nur, weil wir keine Ahnung haben, ob «Rich» irgend etwas mit «Reich» zu tun hat trotz Reichenau und Richenau, Reichenbach und Richenbach, sondern auch weil Richensee durchaus den Charakter eines Eigennamens trägt, der nicht mehr verändert werden darf. Wir werden auch nicht Herrn Richner als Herrn Reichner begrüßen. Esch schreibt Bronner mit e. Es wird von vielen Leuten, verführt durch Karte und offizielle Schreibung, vermeintlich zu Unrecht als Aesch ausgesprochen. In Tat und Wahrheit sagen die Leute dort wirklich Esch.

Die «Aar. . . tobt aus den Klüften der Finsteraar- und der Lauteraargebirge in einer Höhe von 6270 Fuss hervor. Man kann denken, mit welch schauderlichem Gebrause sie aus solcher Höhe über Felsenwände herabstürzt. . . »

«Bei Morgenthal fängt die Aar an, den Kanton Aargau zu bespülen.» Morgenthal ist die vollständig unberechtigte, aber im letzten Jahrhundert beliebte «Verhochdeutschung» oder, besser gesagt, Verfälschung von Murgenthal.

«Nicht weit unterhalb Brugg begegnet die Aar der Reuss. . . Ihre Wasser haben sich kaum gemischt, so treffen sie in gemeinschaftlichem Laufe bei Vogelsang die klare Limmath an, die auch ein beträchtlicher Fluss ist und sich zur Aar gesellt, in der Grösse wie eine junge Braut zur ältern Base.» Solch glückliche oder doch originelle Vergleiche sind gar nicht selten.

Selbstverständlich wird die Stadt Aarau gründlich behandelt: Die geographischen Konstanten, mittlere Temperatur, mittlere Barometerstände, Höhe über Meer, Einwohnerzahl, Häuserzahl, Stadtvermögen, Armengut usw. werden angegeben. Daneben bleibt immer noch Raum für fast allzu private Mitteilungen, so etwa diese: «Der berühmte Schriftsteller Hr. Heinr. Zschokke hat sich an der Blumenhalde, jenseits der Aarbrücke, ein eigenes schönes Haus in italienischem Geschmack erbaut, in der angenehmsten Lage an einem sonnigen Bergabhänge, von Garten umgeben. Der schönere Garten sind seine vielen aufblühenden Kinder. An ihnen ging in Erfüllung, was Psalm 128, Vers 1–4 wahrsagt.» Natürlich habe ich in der Bibel nachgeschlagen, wo es u. a. heisst: «Dein Weib wird in deinem Hause sein wie ein fruchtbarer Weinstock, deine Kinder wie Ölzweige um deinen Tisch her.»

Die Festung Aarburg wird sehr plastisch geschildert: «Bald nach dem Bauernkriege des Jahres 1653 beschloss Bern, um in unruhigen Zeiten den gefährlichen Verkehr des Landvolkes im untern Aargau mit dem im obern hemmen oder regeln zu können, hier eine Festung anzulegen (1660).» Die Erklärung stimmt nicht ganz. Die Erbauung der Festung hatte, wenn man so sagen darf, eher aussenpolitische Bedeutung: Die katholischen Stände Solothurn und Luzern sollten verhindert werden, bei diesem Flaschenhals des bernischen Gebietes sich zu vereinigen. Sie war also in jeder Hinsicht ein Gegenstück zur Festung Stein in Baden.

«Abtwyl, in verdorbener Aussprache Appel», so fängt ein nächster Artikel an. Dass Abtwil die «richtige» Aussprache sei, ist durchaus nicht bewiesen, am allerwenigsten durch das erst kürzlich geschaffene Wappen mit dem Abtsstab. In den Acta Murensia, die vor 1150 zurückreichen, heisst die Ortschaft Apwil. Aber auch davon abgesehen wäre die Bemerkung falsch: Nicht verdorben, sondern bloss weiterentwickelt wäre der Name; sonst müsste man ja die ganze deutsche Sprache als verdorben bezeichnen. Im übrigen ist die Besprechung von Appel für die Behandlung vieler Ortschaften sehr kennzeichnend: «Abtwyl. . .



ein kleines Pfarrdorf von 191 Einwohnern männlichen und 201 weiblichen Geschlechtes, zusammen 392 Personen, in 8 Wohnungen mit Ziegeldächern, 19 mit Strohdächern, sammt 30 Nebengebäuden mit Ziegeldächern und 28 mit Strohdächern. Die Pfarrei ist eine Expositur (Tochtergemeinde mit allen Rechten einer Kirchgemeinde) des Klosters Engelberg, im Kreise Sins, Bezirkes Muri. Ehemals war sie eine Filialkirche von Sins, die erst 1718 davon getrennt und zur eigenen Pfarrkirche erhoben wurde. Das Dörfchen hat eine angenehme Lage in fruchtbarer Gegend.»

Sehr viele Dorfbeschreibungen sind gewissermassen nur je ein Einsatzspielchen mit andern Zahlen und gleichem Schema. Der Übergang vom Strohdach zum Ziegeldach war damals fast symbolisch für den Übergang vom etwas dumpfen Aargauerhaus zum freundlicheren, neuern Bauernhaus, ja von der ältern zur neuern Zeit.

Die Besprechung des Achenberges gibt Bronner die Gelegenheit, von einem Unglück auf der Aare zu berichten: «Achenberg, ein Hof im Kreise und Bezirke Zurzach mit einer berühmten Loretto-Capelle, wohin das Volk der Umgebung wallfahrtet. Eine beträchtliche Anzahl Einwohner der Gemeinde Bötstein wollte den 14. Mai 1814, ungeachtet des bischöflich-constanzischen Verbotes solcher Wallfahrten, zur sogenannten Gnaden-capelle auf dem Achenberg wandern, schiffte sich auf der Aar in einen schlechten Nachen ein, litt Schiffbruch auf dem reissenden Strome und sah dreissig Personen ihrer Gesellschaft versinken. Der Hof liegt in der Pfarrei Zurzach, die der Stiftsdecan besorgt. Der Eigenthümer hat eine Pintenschenke, bewirbt eine bedeutende Landstrecke, die auch zur Schafzucht geeignet ist, und benutzt seine Güter als erfahrner Landwirth. Die Capelle zieht ihm in der schönen Jahreszeit viele Wallfahrter und Gäste zu.» – «Bewirbt eine bedeutende Landstrecke»: Bewirbt, bewerben kommt wie auch der Ausdruck «das Gewerbe» von mhd. Werben = sich umtun, bemühen.

«Altenburg: Kleines Dorf auf einem vorspringenden Felsengelände an der Aar, eine Viertelstunde oberhalb Brugg, in die

Pfarre Windisch gehörend, doch eine eigene bürgerliche Gemeinde des Kreises Brugg bildend, von 102 männlichen und 117 weiblichen Einwohnern in 11 ziegelgedeckten und 12 strohgedeckten Wohnhäusern, sammt 6 ziegelgedeckten und 3 strohgedeckten Nebengebäuden. Ein Theil des Dorfes steht auf den 14 bis 16 Fuss dicken Mauern der alten Burg, welche von den Vorfahren des Geschlechtes Habsburg bewohnt wurde. . . Die Aar macht einen Bogen um diese Felsenecke und rauscht in einem verengten Steinbette hin. Ehemals drohten aufragende Felsen aus dem Grunde empor und versenkten manches Schiff.» Immerhin: Vor 45 Jahren wurden wir in den Katarakten der Aare bei Altenburg noch vollständig durchnässt. Altenburg war zu Bronners Zeiten nicht nur ein eigenes Dorf, sondern auch eine eigene Gemeinde; erst 1900 hat sie sich mit Brugg vereinigt. Die Zugehörigkeit zur Pfarrei Windisch stammte noch aus der Römerzeit.

Ziemlich ausführlich schildert Bronner Kaiseraugst «auf der Erdecke, wo die Ergolz sammt dem Violenbache mit dem Rheine zusammen fliessen». Bevölkerungsverhältnisse werden angegeben, ziegelgedeckte und strohgedeckte Häuser gezählt, öffentliche Gebäude erwähnt und die Summen, für die sie versichert sind. Daneben aber kommen Schilderungen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen: «Die Ruinen einer Römermauer umschliessen es wie eine Klammer, die Nordseite sichert der Rhein. Wahrscheinlich vertheidigte diess Castrum den Zugang zur alten Augusta Rauracorum gegen die germanischen Völker. Aus dem dem Dorfe führen zwei steile Gassen, auch einige Fusswege zum Rheine hinab; unweit der obern Gasse sprudelt eine sehr wasserreiche Quelle des reinsten Wassers aus der Leberstein-Formation hervor, welche von den Einwohnern für sich und ihren Viehstand, ungeachtet des abschüssigen Weges dahin, beständig benutzt wird. . . Bei den Mauertrümmern findet man öfters Münzen von verschiedenen Kaisern, kleine echerne Penaten, irdene Gefässe. In der Nähe des Dorfes auf einem Hügel wurden auch römische Gräber gefunden. Im J. 1684 vom 19. bis 24. Ja-

nuar fro der Rhein zur Brücke, den 10. Februar spannen die Töchter von Kaiser-Augst bei Sonnenschein mitten auf der Eiskecke, und 1695 marschierten zwischen dem 25. Januar bis 14. Februar 600 Mann zu Fuss und 30 Dragoner über den Eisspiegel des Rheins. Ebenso verband das Eis beide Ufer vom 7. bis 13. Januar 1755.»

Baden als Kreis, Bezirk und als Stadt wird recht ausführlich behandelt. Vom Bezirk heisst es – und das sei nur erwähnt, weil es im Gegensatz zu heute steht – «Fabriken und Manufakturen mangeln aber beinahe ganz; es ist problematisch, ob am Ende mit mehr Vortheil oder mehr Nachtheil.» In der Stadt wird selbstverständlich die «wohlgebaute Grubenmann'sche Brücke» erwähnt, «mit einem trefflichen Hängewerk, einen einzigen Bogen ohne Pfeiler bildend».

«Die meisten Gebäude sind nach altfränkischer Art aufgeführt», heisst es, sie sind also noch gotisch. Natürlich wird auch die berühmte Disputation von 1526 erwähnt, wie überhaupt Bronner seiner Neigung zur Geschichte gern nachgibt. Aber das Hauptinteresse wecken doch die Bäder; die Bäder waren ja wirklich das einzige, was man vom Aargau in der weitem Welt wusste: «Die grossen Bäder sind durch eine Ringmauer mit Thoren und durch die Limmath eingeschlossen. Das Verenaabad oder das heilige Bad ist so geräumig, dass 80 bis 100 geduldige Menschen zugleich sich darin baden können. Mitten aus dem Wasser steigt eine Säule empor, auf welcher das Bild der heiligen Verena steht und aus einer Nische auf die Hilfsbedürftigen herabschaut. Jährlich am 1. September, ihrem Festtage, wird die Nische mit Herbstblumen geziert und mit Wachslöchern beleuchtet. In dieses heilige Bad tritt das warme Wasser unmittelbar aus der Erde; die Öffnung, aus der die Quelle hervorwallt, heisst das Verenaloch. In nächtlichen Stunden lassen die Badwäscher das verunreinigte Wasser abfliessen und säubern die weite Badwanne und ihre langen steinernen Bänke. Hier können den Tag über arme Kranke unentgeltlich die Wohlthat des Heilbades geniessen und sich, wenn ihre Gebrechen durch dasselbe heilbar sind, davon be-

freien. Lange Zeit stand diess Bad nur auf drei Seiten mit Wänden umgeben, an einer Seite ganz offen, doch das Ganze mit einem Dache bedeckt; man konnte die armen Kranken, mit Badhemden angethan, in langen Reihen, die einen nur bis zur Herzgrube, die andern bis an den Hals ins Wasser getaucht sitzen sehen, ein erbärmlicher Anblick! Seit einigen Jahren hat man die Anstalt getroffen, dem Dampfe zwar einen freien Ausgang zu lassen, aber die Badenden vor Wind und Regen, denen sie sonst ausgesetzt waren, zu schützen und sie durch bessere Einrichtungen vor Verkältungen beim Abtrocknen und Ankleiden zu bewahren. – Aber nicht nur die Armen nehmen ihre Zuflucht zum heiligen Bade, auch junge Ehefrauen, die sich nach einem Erben sehnen, suchen heimlichen Zutritt zur wunderbaren Quelle. Sie steht seit alten Zeiten im Rufe, ihre Wärme befördere die Fruchtbarkeit. In nächtlicher Stunde nach der Badwäsche, wenn die Lauscher schlafen, kömmt die junge Dame mit ihrer Zofe und drückt dem Badwäscher ein hübsches Geschenk in die Hand, in ihre Badehre (ein langes Hemd von feiner Wolle) gekleidet, lässt sie sich zum Verenaloch führen, senkt ein Bein in die Röhre hinab und lässt sich vom Sprudel recht durchwärmen. Man sagt, diese Verrichtung helfe zur Erfüllung ihrer Wünsche.

Auch das Freibad, nur wenig kleiner als das Verenaabad, ist der Heilung der Armen unentgeltlich gewidmet . . . Merkwürdig sind noch der Schröpfgaden, wo die wohlhabenden Leute sich ihr saures Blut abzapfen lassen, und die Trinklaube, wo Curgäste, welche das mineralische Wasser innerlich brauchen wollen, bequeme Anstalt finden, dasselbe rein und warm in Gefässen aufzufassen. Die Badezeit dauert meistens vom Mai bis Ende Septembers. Die Bäcker und die Verkäufer von Kinderspielzeug ziehen beträchtlichen Nutzen aus den Besuchen der Badgäste, denn fast jeder will seinen Verwandten spanische Brödchen aus fettem Blätterteige und den Kindern ein Spielwerk heimbringen.»

Biberstein verlockt Bronner sofort, allerlei Geschichtliches von dieser ehemaligen Stadt zu berichten: « . . . Die hier wachsenden Feldfrüchte sind besonders guter Art, und der Wein, der da er-

zeugt wird, gehört zu den bessern, nur geräth er selten wegen der Spätfröste. Der Ort besitzt nicht genug Land; sehr viel hat ihm die Aar vor Zeiten weggespült. Rau, uneben und mühsam zu bebauen ist der Boden; doch gewinnen ihm die rastlosen Einwohner Früchte aller Art ab. Einige nähren sich durch die Schifffahrt; viele durch Fabrikarbeiten. Das Goldwaschen aus dem Aarsande ist hier fast gänzlich in Vergessenheit gerathen. Biberstein war vor Zeiten ein Städtchen, durch das die Reichsstrasse an den Rhein führte, die Herrschaft forderte den Reisenden und den Fuhrleuten einen Zoll ab. Johann von Habsburg-Laufenburg verkaufte das Städtchen sammt dem Schlosse und beträchtlichen Gütern im gegenüberliegenden Dorfe Rohr (Rore) am rechten Aarufer 1335 dem Johanniter Ritterorden. Dieser bildete daraus durch Ankauf noch mehrerer Güter zu Königstein, Kölliken usw. eine Commenthurei. In frühern Zeiten hatte Biberstein eigene Grafen, wahrscheinlich vom Geschlechte Altenburg und Rore. Nicht ohne grossen Widerspruch der katholischen Stände erkaufte 1535 Bern die Herrschaft sammt dem Schlosse... Ehemals wurden im Schlosse durch eine Lärmcanone bei Feuersbrünsten zur Hülfe mahnende Schüsse gelöst; jetzt ergehen diese Mahnungen ausser dem Schlosse von einem Hügel herab, wo die Canone unter Schirm aufgestellt ist. Brandunglück, welches 10 Häuser in Asche legte, traf das Dorf im J. 1826. Es hat doch ein neues schönes Schulhaus gebaut.»

Von «Birrwyl» schreibt Bronner: «Separatisten, sogenannte Stündler, erregen hier nicht selten das Missvergnügen des Volkes, weil sie sich für besser halten als die übrigen und sowohl die Geistlichen als die Lehrer und Bekenner der reformierten Religion verachten.»

Aber zwischenhinein, damit man sich diese «Geographie» nicht allzu anregend vorstelle, lese ich den vollständigen Abschnitt über Böbikon vor: «Böbikon, Gemeinde in dem Kirchspiele Wislikofen, Kreises Kaiserstuhl, Bezirkes Zurzach. Zu ihr gehört die Ortsbürgerschaft Rütihof, die etwa eine halbe Stunde davon entfernt gegen das Surbthal hin liegt. Beide zählen zusammen

125 männliche, 117 weibliche, miteinander 242 Einwohner in 6 mit Ziegeln, 18 mit Stroh gedeckten Wohnhäusern, nebst 12 mit Ziegeln und 3 mit Stroh gedeckten Nebengebäuden. Zu dieser Gemeinde gehört auch noch der Weiler Hasle.» Fertig. Ich muss dazu bemerken: Obwohl es Bronner sehr daran liegt, interessant, amüsant sogar zu sein, so hat er doch den Mut zur sachlichen Aufklärung, auch wenn sie etwas langweilig sein sollte.

«Boowald, ein grosser Wald im Bezirke Zofingen, der noch im 14. Jahrhundert eine Wildniss war, in welcher sich Räuber aller Art umhertrieben. Er war wegen seiner überaus hohen und dicken Tannen berühmt, welche Zofinger Kaufleute auf der Aar und dem Rheine nach Holland zu flössen pflegten, wo man sie zu Masten benutzte. Auch eine Glashütte fand hier Holz genug, um ihre Schmelzen zu bestreiten. Jetzt ist nur noch der Name übrig, das Glasschmelzen hat längst aufgehört, Feldbau und Fabrikation sind an ihre Stellen getreten. Wo ehemals Räuberwaffen klirrten, lassen sich jetzt Webstühle hören. Überall haben sich fleissige Arbeiter statt der abgedankten Reisläufer angesiedelt.»

Von Bremgarten schreibt er das übliche plus ein bisschen Geschichte. Brugg ist nach Bronner «eine aargauische kleine Stadt an der Aar mit einer Brücke darüber». Dazu kommen einige geschichtliche Angaben.

Brunegg Schloss und Dorf werden zusammen fast gleich wichtig wie Brugg genommen: «Brunnegg, der östliche Kopf eines langen Bergrückens, der sich bis Wildegg erstreckt und auf seiner Scheitel eine Burg trägt, die einst dem despotischen, in der eidgenössischen Geschichte berüchtigten Gessler gehörte. Von diesem Brunnenberge aus leiteten die Römer in unterirdischen Canälen ihr Trinkwasser über das Birrfeld nach Vindonissa; noch jetzt fliesst der Brunnen zu Königsfelden, durch solche Leitung genährt.» Und man darf weiterfahren: Sogar heute noch. Nebenbei: Bronner schreibt, gerade von dieser römischen Wasserleitung verführt, von Brunnegg Schloss und Dorf und vom Brunnenberg; wogegen viele, wenn schon verhochdeutsch werden

müsste, im Sinne vieler Kartographen des letzten Jahrhunderts von Braunegg oder Brauneck sprechen möchten.

Sehr kleine Weiler, ja einzelne, oft unbedeutende Häuser werden aufgezählt; allerdings wird meist nur die Zugehörigkeit zu Gemeinde, Kreis und Bezirk festgestellt. Selten, aber gelegentlich doch, gibt es eine Ausnahme: «Buch, auf der Buch, Weiler mit zerstreuten Häusern auf dem Hungerberge im Walde gegen Ober-Erlisbach, ausser dem Friedkreise von Aarau, in der Pfarre Ober-Erlisbach im Kreise Kirchberg, Bezirkes Aarau. Ein sehr gebrauchter Fussweg mit Treppen führt an der Blumenhalde auf die Höhe, und von da durch den Wald nach Buch und Ober-Erlisbach. Im Sommer wandeln Leute der arbeitsamen Volksclassen an Sonntagen gern nach Buch, um da auf der Berghöhe im grünen Schatten ihren mitgebrachten Caffee fröhlicher zu geniessen und ihre Kinder durch die Büsche springen zu sehen.»

Ein rührend hübsches, biedermeierliches Bildchen hat hier Bronner hingepinselt... zwar allerdings zum zweitenmal in seinem Werk.

Aber immer wieder versucht er sich in Etymologien: «Dänschbüren... Der Name scheint auf eine Colonie von Dänen hinzuweisen, die Karl der Grosse im Anfange des 9. Jahrhunderts in diese abgelegene Wildnis versetzte.» Um diese aus den Fingern gesogene Etymologie zu rechtfertigen, schreibt er auch diese Ortschaft, die wir Deischbere nennen, auch so: Dän'schbüren.

Vom Kreis Entfelden (Ober- und Unterentfelden, Muhen und Hirschthal) meldet Bronner: «Durch ihn fliesst die Suhr hinweg und bringt einige Sümpfe hervor... Die grosse Hauptstrasse läuft in schöner, grader und ebener Linie durch ihn weg.» Das Lob dieser langweiligen, graden Strasse erinnert an Bronners Lob für die gerade Strecke vom Kreuz in Küttigen bis zur Schällenbrücke.

Unterentfelden: «... Die Häusergruppe Landen und die zerstreuten Wohnungen am südlichen Hange des Distelberges werden der Civil-Gemeinde Unter-Entfelden beigezählt. Täglich wandern eine Anzahl Junge und Erwachsene in die Stadt, um Verdienst zu erwerben. Mehrere Handwerke lassen sich hier

nieder, um wohlfeiler zu leben und ihre Handarbeiten in die Stadt zu liefern. Der Weg zur Kirche in Suhr ist bei hellem Wetter ein angenehmer Spaziergang; er führt immer am Fusse des Gönhardwaldes neben Bächen hin, im Schatten bis an den Letten in der Nähe der Kirche, mit angenehmen Durchblicken ins Freie über grüne Wiesen weg. Auch oben auf dem Rücken des Distelberges und des Gönhards läuft ein schattiger Weg bis auf die weitumsehende Berghöhe hinter der Kirche zu Suhr.»

Eine solche Stelle kann nur von einem Spaziergänger geschrieben worden sein. Wir müssen uns das Männchen vorstellen, wie es auf dem Kirchweg der Unterentfelder zur Suhrer Kirche oder über den Gönhardrücken auf den Suhrerkopf wanderte, wahrscheinlich in Suhr einkehrte und dem Stadtbach entlang wieder nach Hause gelangte.

Häufig ist der Text sehr armselig und nur für die Bedürfnisse des einfachsten Nachschlagens eingerichtet, gewissermassen das leistend, was die Postleitzahlen – für die Post! – heute leisten: «Krähalden, ein Trüppchen Bauernhäuser in der Gemeinde Ryniken, in der Pfarre Umiken, im Kreise und Bezirke Brugg.» «Krähalden» ist ein Verhochdeutschungsversuch für Chrendel oder wie es bei der Adresse des dortigen Schützenhauses heisst: Krähtal. Krähalden oder Krähtal: Mindestens eine der beiden Deutungen ist falsch – wenn nicht beide.

In Koblenz sind «unter den Bürgern . . . 64 Schiffer. Sie bilden unter sich einen geschlossenen Verein, welcher die Stüdlergesellschaft heisst und einen eigenen Fond besitzt, aus dem sie alle Gegenstände, welche beim Befahren des Laufens verunglücken, ersetzen müssen. Die Stüdler müssen geübte Schiffer sein, unerfahrenen kann die gefährliche Fahrt nicht anvertraut werden.»

64 Schiffer unter 309 männlichen Bewohnern bedeutet, wenn man Knaben und Greise abzählt, gegen die Hälfte der einsatzfähigen Bevölkerung. Der Laufen hätte ja vor einigen Jahren einem Elektrizitätswerke geopfert werden sollen. Was Bronner von ihm erzählt, nimmt uns jetzt wunder: «Laufen, der kleine, ist ein flacher Felsendamm, der durch das ganze Rheinbett hin-



überzieht und bei grossem Wasser überflutet wird. Bei kleinem Wasser kommen die flachen Felsenplatten zum Vorschein, und der Damm hat nur eine etwa 18 Fuss breite Lücke, durch die der eingeeengte Strom abrinnt. Nur die Stüdler, die erfahrensten Schiffer von Coblenz, verstehen es, mit Schiffen durch die gefährliche Öffnung zu fahren. Der kleine Laufen befindet sich am Fusse eines Felsen, der einen Engpass bildet, dem Weiler Alikon gegenüber, eine halbe Stunde oberhalb Coblenz. . . »

Mit besonderer Anteilnahme ist der Artikel über Küttigen geschrieben: «Die Reihen der Häuser folgen den Bächen und den Strassen. Auf einer Erhöhung hinter rauchigen Hütten, in einem wahren Baumgarten erhebt sich das prächtige neue Schulhaus. Die schnurgerade Strasse von der Staffelegg-Brücke herab bis zum geräumigen und wohleingerichteten Wirthshause ist eine wahre Zierde des Ortes. Schöne Röhrbrunnen zeugen vom Wasserreichthume des Thales. Das Volk hat sich das Lob unermüdeter Arbeitsamkeit erworben. . . Die kleinsten Kinder gehen schon mit leichten Tragkörben beladen an der Seite ihrer Mütter in die Rebberge oder aufs Feld, und werden frühe zur Ämsigkeit gewöhnt. Rauh und schwer ist das Land, aber überall wohl angebaut. Eine Menge junger Leute wandern auch alle Tage in die Stadt, um in Fabriken oder in Privathäusern zu arbeiten. Vor vierzig Jahren dachte man bei Küttigen an armes, rohes Volk, jetzt an fleissige, wohlhabende, kräftige und ordentliche Leute.»

Lenzburg: Neben den üblichen Angaben über Einwohner, ziegel- oder strohgedeckte Häuser, neben den allgemeinen Bemerkungen über die Manufakturen und Fabriken fällt uns auf, was Bronner noch besonders hervorhebt: «Bemerkenswerth ist jetzt die Werkstätte des Herrn Kieser, in welcher Kutschen gemacht werden, welche an Schönheit und Dauerhaftigkeit weder den englischen noch deutschen weichen. Der musikalische Unterricht hat hier durch Herrn Michael Traugott Pfeiffer's Bemühungen einen ausgezeichneten Aufschwung genommen. Die Aufführung sehr schwerer Kunststücke der Tonkunst bewährt die Fortdauer und die fernere Ausbildung musikalischer Talente in Lenzburg.»

Das Oberholz liegt in der Nähe Aaraus und ist damit in den Bereich seiner Spaziergänge gerückt: «Ein Bergrücken im Südosten bei Aarau» (genauer gesprochen im Süden), «mit schönen Tannen und Buchen bewachsen, der gegen Norden» (besser: gegen Nordwesten) «steil abfällt und an seinem Abhange das Hasenberg-Holz trägt; gegen Westen bei der Wöschnauer-Mühle öffnet es einen beinahe senkrechten Steinbruch mit mehreren Stufen, und gegen das Rockenhauser-Thälchen schliesst es mit einem steil abschüssigen Abhange, den ein Wald bekleidet. Man findet am Wege von den Steinbrüchen her noch andere kleine Steinbrüche, einen auch an der westlichen Gränze des obern Waldrückens, weiterhin Lettengruben für Hafner und Ziegler. Ein anderer, viel bequemerer Feldweg führt durch die hohle Gasse über das reizende Zelglein zwischen den schönsten Äckern und Fruchtbäumen sanft ansteigend herauf zur Höhe an den Waldrand, wo eine vorzüglich angenehme Aussicht über die Stadt gegen den Jura, das Aarthal entlang, nach Wildeggen, Stauffenberg, Lenzburg, den Heitersberg, den Homberg und in die Schneeberge den Beobachter vergnügt.» Die «Schneeberge» sind sehr selten, aber immerhin doch gelegentlich zu sehen: Es handelt sich um Säntis, Mürtschenstock und Glärnischgebiet.

Oberthal: «Das Thälchen windet sich wie eine hohle Schnecke in den Berg hinein; ein paar Häuser stehen in dem Trichter, dessen Seiten das schönste Rasengrün und hübsche Obstbäume bekleiden. Das versteckte Thälchen ist sehr reizend und wie erschaffen, um in stillster Verborgenheit da zu leben.»

Das Tälchen zwischen Suhr und Oberentfelden, in der Nähe des Suhrer Esters, ist heute verlassen bis auf eine ganz neu errichtete Schiessanlage. Zu Bronners Zeiten lebte auch der Meisterdieb Bernhart Matter in einem der zerfallenden hintern Häuser. Das letzte Haus wurde von seinem Bewohner angezündet. Dann verliess er das Tal.

«Reuss, die, ein ansehnlicher Fluss, der lange die Gränze zwischen Burgund und Alemannien machte, im Ursernthale aus vier Bächen zusammenströmt, am Urnerloche vorüberbraust,

unter der Teufelsbrücke in die Tiefe stürzt, dann von Fall zu Fall niedertobt, bis sie von Amsteg an etwas zahmer dahin fliesst und bei Seedorf in den Vierwaldstätter-See fällt. Zu Luzern tritt sie wieder gereinigt und hell aus dem See in ihrem Rinnsal hervor, nimmt drei Viertelstunden abwärts die Waldemme auf, ist von Luzern aus schiffbar, verfolgt ihre Bahn an Bremgarten und Meltingen vorüber, bis sie unterhalb Windisch sich mit der Aar vereinigt. Nur zu Luzern und im Aargau zu Sins, Bremgarten, Meltingen und Windisch sind ihre Ufer durch Brücken verbunden. Sie ist fischreich.»

Zusammenströmt, vorüberbraust, in die Tiefe stürzt, niedertobt, zahmer fliesst, in den See fällt, hervortritt, nimmt auf, verfolgt ihre Bahn usw. . . Man merkt hier wieder deutlich das erfolgreiche Bestreben, möglichst abwechslungsreich zu schreiben. Er geht fast so weit, dass man es allzu deutlich merkt.

Die Aargauer interessiert natürlich Bronners Beschreibung des «Schinznacher-Bades» oder des «Habsburger-Bades». «Es liegt am rechten Ufer der Aar, am Fusse des Wilboldsberges, auf welchem die Ruinen des alten Schlosses Habsburg stehen. Die Heilquelle ward schon 1658 entdeckt, aber erst 1694 durch Anlegung von Gebäuden für Badegäste brauchbar gemacht. Diese ältern Gebäude lagen jedoch zu weit vom Gasthause entfernt (fast 200 Schritte); daher mussten die Badegäste manche Unbequemlichkeit erdulden. Erst in neuern Zeiten dachte man daran, die Einrichtung des Bades den Wünschen der Gäste anzupassen. Die Badequelle dringt ungefähr 50 Schritte vom rechten Aareufer aus der Erde und wird in einer Tiefe von etwa 20 bis 25 Fuss in einen wohlverschlossenen eichenen Behälter aufgefasst. Durch wohl angebrachte Pumpen wird das ursprünglich laue Wasser in die Bäder getrieben, die ganz in der Nähe der Quelle erbaut sind. Ein sehr elegantes Gebäude, in Gestalt eines Circus, bringt die Bäder in bequeme Verbindung mit den Wohngebäuden, so dass auch bei der schlimmsten Witterung Niemand über Verkältung klagen kann. Geschickt eingerichtete Dampfbäder, ein schöner Trinksaal, trefflich meublierte Zimmer, eine zweckmässige Gal-

lerie, ein geräumiger, zierlicher Speisesaal gewähren den Gästen erwünschte Annehmlichkeit. Die ganze Anordnung macht den Unternehmern Ehre.»

Vom Kloster Wettingen berichtet Bronner natürlich recht viel, weil viel Geschichtliches zu melden ist; aber plötzlich kommt die trockene Feststellung: «Die Kirche ist gross, aber mit Zierathen überladen; die Klostergebäude sind zahlreich und geräumig, aber unregelmässig und geschmacklos.»

Damit wäre in wenigen, beschränkten Beispielen dargetan, was bei Bronner und was besonders bei seinen Ortsbeschreibungen zu finden ist. Die Leser werden den Eindruck erhalten haben, dass Bronner überreich an Inhalt ist, gepflegt in der Form, nicht immer auf seine Aufgabe hin konzentriert, gelegentlich auf eine köstliche Art etwas naiv. Das lässt uns hoffen, dass auch unsere Leistungen in hundert Jahren den Zauber einer gewissen Naivität ausstrahlen werden.

\*

Es wäre noch viel über Bronners Werk «Der Aargau» zu sagen. Aber wie der Aphorismus behauptet: Fertig ist man nie; man hört bloss auf.

Zum Schluss noch dieses: Wenn die Leser irgend etwas unmittelbar an Bronner Erinnerndes erleben wollen, spazieren sie zum Aarauer Friedhof hinauf. Dort ist an der nördlichen Mauer eine kleine, bescheidene und, wie man zugeben muss, sozusagen richtige Platte eingelassen worden. Sie trägt die Inschrift

Franz Xaver Bronner  
geb. 23. Dec. 1758  
gest. 12. Aug. 1850  
Er lebte täthig und bescheiden;  
Er strebte nach Wahrheit und Licht;  
Er liebte Natur und Dichtung.

*Charles Tschopp*

